

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 31

Artikel: Der Stundenstein [Schluss]
Autor: Marti, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645548>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zendmachen der Treppe einen so unglücklich-glücklichen Zwischenfall heraufbeschworen habe. Bald befanden sich die beiden im gemüthlichsten Gespräch, und beide befürchteten nur das Eine, nämlich, daß die Freundin gar zu rasch wieder zurückkehren könnte. Doch dauerte es länger, als sie anfänglich hoffen durften. Und als sie dann zudritt die besandete, unter ihren Tritten leise knirschende Treppe hinabstiegen — Dr. Pid zur Linken, auf der Herzseite, die Freundin zur Rechten, die mühsam Gehende stützend, — da dachten sie, die sich an diesem Tage so rasch kennen gelernt hatten, dasselbe, nämlich: „Wahrhaftig, ich glaube, heute habe ich mein Glück gefunden ...“

Am späten Abend fand Dr. Pid endlich Zeit, die farbigen Gläser auf die Fenster Sims zu stellen und die Kerzchen in denselben anzusteden; und wie nun die Glocken feierlich zu läuten begannen und drüben über den Umen des Rathausplatzes leuchtende Raketen tausend in den dunkelblauen Himmel der Augustnacht stiegen, ihren prasselnden, strahlenden Sternenregen ausgießend, da erschien unserem Doktor Philosophiae in Erinnerung an das heutige Erlebnis die vaterländische Feier zum 1. August und der damit verbundene Verkauf von Festabzeichen zu wohlthätigen Zwecken erst recht als eine ganz vortreffliche Einrichtung. So ließ er denn Vaterland und Bundestag mit Begeisterung in seinem Herzen hochleben, und er küßte die Abzeichen, die er heute aus zarter Hand erhalten hatte, eines nach dem andern und immer wieder von neuem, als handelte es sich dabei nicht nur um hartes, kaltes Metall, sondern wie vor ein paar Stunden, um einen feinen, lebenswarmen, lachenden Mund.

Als sich dann am Hochzeitstage die übermütigen Freunde des Doktors ihre Scherze über das neue Ehepaar Pid-Feim erlaubten, da erinnerten sich die Neuvermählten ihrerseits an die alte Pufffrau, und der junge Gatte wie die Gattin dankten es ihr von Herzen, daß sie damals, am 1. August, die Treppen zu Ehren der Bundesfeier so „piffeln“ geböhnt hatte. So ließen sie denn der Frau einen Korb voll der besten Sachen ins Haus schicken. Und wie nun Frau Suppiger in ihrer einfachen Stube vor dem wunderbar duftenden Korbe saß und bei dem feinen Tropfen alles überdachte, mußte sie sich sagen: Da sieht man's wieder einmal, wie sich auf dieser wandelbaren Welt Unerfreuliches in Erfreuliches und Mißgeschick in Glück verwandeln kann — so gut wie umgekehrt.

Der Stundenstein.

Erzählung von Ernst Marti, Grossaffoltern. (Schluss.)

Hansli, der Jüngste, blieb daheim; er war immer der Schwächteste gewesen, auch der Gutmütigste. Er ging in den Steinbruch und hielt sich von dem Fehler des Vaters ferne. Nach dem zwanzigsten Jahr fing er an zu hüsteln und zu kränkeln. „Er hat eine faule Lunge“, erklärte der Gütterlidoktor. Rasch griff die Schwindsucht um sich. Ein böser Winter kam. Als in Frühling das junge Laub ausbrach, wurde Hans zu Grabe getragen. Stille Jahre kamen für den zusammengeschmolzenen Haushalt im baufälligen Hüttchen.

Mit Vater Klöcklis Gesundheit ging es langsam bergab. Doch wanderte er, solange die Kräfte reichten, Tag für Tag in den Steinbruch. Das mußte man ihm lassen, daß ihn nicht nur das Joch seines schlimmen Hanges im Zwang hatte, sondern daß ihn auch die löbliche Gewohnheit des Arbeitens im Geleise festhielt. Aber mit jedem Winter trat die Gliedersucht heftiger auf und verließ ihn auch im Sommer selten.

Schließlich mußte er den Pidel aus der Hand geben und als armer Krüppel ziemlich untätig zu Hause bleiben. Züsi ließ ihn all seine Fehler nicht entgelten. Weil er jetzt notgedrungen dem Schnaps entsagte, wurde das Verhältnis zwischen den Eheleuten wieder ein ganz freundliches.

Lange bevor das Fraueli auf der Heimkehr von Bern bei dem Stundenstein auftauchte, trippelte der Alte ungeduldig vor dem Hüttchen am Bord hin und her. Keuchte die Erwartete endlich den Fußweg hinan, so humpelte er ihr entgegen und half die Körbe schleppen. Die waren leer, wie sich's nach glücklichem Markte gehörte. Nur im kleinsten Handkörbchen war immer etwas verborgen, ein Kram für die beiden zusammen oder für Fritz besonders, ein weißes Brötchen oder ein Päckchen Tabak.

Hin und wieder machte Klöckli Anspielungen auf einen Lieblingswunsch, indem er am Morgen des Wochenmarktes über Magenweh klagte und gleichzeitig billige Bezugsquellen für Rummel und andere gebrannte Wasser anzugeben mußte. Weil jedoch diese zarten Winke kein Gehör fanden, unterblieben sie allmählich.

Es kam ein strenger Winter. Da rührte die eingekistete Gliedersucht mit kaltem Griff ans Herz.

Züsi trauerte aufrichtig, als die Nachbarn den schmutzigen Schrein zum Kirchhof im Tale trugen.

Von den Söhnen fand sich nur der Älteste ein, um das Geleite zu geben. Nach der Beerdigung rumorte er im Schopf herum und packte zusammen, was nicht angenagelt war.

„Ich nehme das mit, das Eisenzeug da könnte sonst rosten“, entschuldigte er sich bei der Mutter, „du brauchst ja diese Sachen doch nicht mehr.“

Vor der Abreise erklärte er sich pazig bereit, das Heimtli jetzt gleich zu übernehmen, es werde ihm ja doch bald einmal zufallen.

Gegen dieses Ansinnen wehrte sich Züsi entschieden: „Du wirst denk warten können, bis ich auch da, wo der Vater liegt, mein Bürdelein Erde trage.“

Am nächsten Dienstag sprachen die Marktweiber ihre Teilnahme aus. Sie taten's in ungeschminkter Weise: „Vielerorts wäre es übler gegangen. Du hast ja doch immer die Kage durch den Bach schleifen müssen.“

Da schluchzte die Leidtragende: „Wenn er auch nicht immer war, wie er sollte, ein guter ist er doch gewesen.“

Wieder einige Jahre lang machte Züsi Dienstag für Dienstag den gewohnten Weg. Von der Straße aus sah es, wie sich die Stadt dehnte, wie der abendländisch zugespitzten Türme und der morgenländischen Kuppeln immer mehr wurden. Es sah in der Ferne die Rauchsäulen der Bahnzüge, die in das freie Land hinaus und in enge, hügelige Täler hineinfuhren. Am Bahnhof herrschte ein Gewimmel, das von der allgemein erwachten Reiselust zeugte. Frau Klöckli fühlte wohl auch bisweilen Lust, sich in einen der vielenstrigen Wagen zu setzen. Aber zu wem hätte sie fahren wollen? Der älteste Sohn fragte ihr nichts nach, hatte noch bei seinem letzten Besuch betont, wie in seiner Behaulung für gar Niemanden mehr Platz sei. Die beiden andern Jungen wohnten in unerreichbarer Ferne. Wer konnte wissen, ob sie überhaupt noch am Leben seien? So blieb denn die Mutter im Bannkreis jener zwei Stunden von Bern. Mit den Jahren kam ihr ja die vertraute Straße Weges nicht etwa unbedeutender, sondern im Gegenteil immer länger vor und der Stundenstein, der alte Freund, der das nahe Ziel verkündigte, schien als gemach ferner zu rücken. Als geschworenen Feind betrachteten jetzt die alternden Marktfrauen den langen Rain, der ihrem Atem übel zulegte.

Abgesehen von diesen Unannehmlichkeiten gewährte der Kleinhandel immer mehr Befriedigung. Hohlen-Trini meinte einmal schmunzelnd: „Wenn eine damals, als wir mit dem Gremplen anfangen, für sechs Bagen bloß fünf Eier ver-

kaufte hätte, so wäre sie vom Landjäger genommen worden, aber jetzt sind andere Zeiten.“

Man sah den Umschwung an vielen Zeichen. Die Häuschen im engen Tale wurden geflickt und vergrößert, sauber gekleidet gingen die Kinder in die Schule und auf die Kassen wurden nicht nur geschuldete Zinsen, sondern auch Ersparnisse getragen.

Soweit brachte es Frau Klögli allerdings nicht; aber sie konnte doch alljährlich etwas abzahlen und im Dorfe ging das Gerede: „Sie kann's jetzt recht gut machen.“

*

Bei der Wagenburg, die sich jeden Dienstag vor dem „Ader“ in der untern Stadt aufbaute, stand wie auf der Lauer ein großer, härtiger Mann; neben ihm saßen auf der Pritsche eines Wagens zwischen einem Kleiderbündel und einem schmutzig grauen, halb offenen Handkofferlein zwei kleine, hellblonde Mädchen. Als Auswanderer wurden sie von den Leuten angesehen, vielleicht auch als solche, die enttäuscht zurückkehrten.

Unermüdllich spähte der Fremdling durch die Laubengänge; er schien jemanden zu suchen.

Hub-Mädi, Hohlen-Trini und Züsi stiegen schweren Schrittes die Treppen an der Seite der steilen Gasse hinunter.

Da erklang aus der Wagenburg der Ruf: „Mutter!“ Jede der Frauen horchte auf, ob ihr der Gruß gelte. Mädi und Trini schüttelten die Köpfe, Züsi schrie halb erschrocken, halb freudig überrascht: „Köbi, um Gottes Willen, bist du's, wie kommst du hieher?“

Die Raft am Stundenstein wurde heute beendet, bevor die Weiber das Nötigste erfahren hatten.

Köbels Frau war kürzlich von sechs Kindern weggestorben; die vier ältern, die bald schon auf Verdienst ausgeht werden konnten, hatten draußen Unterkunft gefunden.

Züsi sollte die beiden jüngsten übernehmen. Es wollte zuerst nur unter der Bedingung versprechen, daß Jakob hier bleibe und die Fürsorge tragen helfe. Er hatte aber zehn Ausreden für eine und behauptete, es falle ihm leichter, aus der Fremde hundert Franken zu senden, als bei den einheimischen Löhnen einen Napoleon aufzubringen. Mit einer überschwenglichen Fülle von guten Versprechungen nahm er nach einigen Tagen wieder Abschied.

Nun begann für Züsi zunächst eine mühevollere Zeit. Fünf Jahre zählte das ältere der Mädchen, drei das jüngere. Zunächst war's der Großmutter unmöglich, sich den Kleinen verständlich zu machen, so wenig als sie von den norddeutschen Brocken etwas verstand. Aber obwohl Züsi nie im Deutschen und nie im Belschen gewesen war, konnte es doch in allerlei Zungen reden; denn es besaß ein treues, liebevolles Herz. Das merkten die Kinder bald und das Zutrauen tat sich auf wie eine Knospe, die von der Sonne angelächelt wird.

Ein Punkt bereitete besondere Schwierigkeit. Weil das Geschwisterpärchen bisher irgendwo in topfebenem Lande das Dasein genossen hatte, wählte es sich hoch oben am steilen Bord in höchster Lebensgefahr und schrie wie am Spieß, sobald es vor die Haustür gehen sollte.

Von allen Marktweibern wurde Züsi bedauert, daß es in seinen alten Tagen noch eine solche Pflicht tragen müsse. Dann leuzte es mit den andern, brummte und schimpfte ein wenig, heuchelte aber eigentlich dabei, denn nach kurzer Zeit schon waren ihm die Mädchen so ans Herz gewachsen, daß es sie um keinen Preis mehr gegeben hätte.

Von Köbel brachte der Postbote einmal zehn Franken, nachher nie mehr etwas. Einmal sandte der Gemeindefreiber einen scharfen Mahnbrief. Aus der Antwort war zu entnehmen, daß über die Gegend, in der Jakob als Schweizer wirkte, alle ägyptischen Plagen gleichzeitig herein-

gebrochen seien. Herzbeweglich wurde die Unmöglichkeit dargestellt, fernerhin etwas zu bezahlen.

So ruhte die ganze Last auf den Schultern der Großmutter. Speise, Kleider, Schulsachen kosteten Geld. Emsiger denn je mußte sie Eier und Gemüse zusammentragen, keinen Dienstag durfte sie aussetzen, mochte das Wetter noch so rauh sein, wollte auch bleierne Müdigkeit den Schritt hemmen.

Anderer blieben zurück. Hub-Mädi hatte einen guten Sohn und konnte es sonst machen, Hohlen-Trini bekam die Wasserfucht und starb nach schweren Leiden. Junge, flinke Verkäuferinnen traten in die Läden. Wie einst als junge Mutter mit dem Kinderwägel, so ging Züsi jetzt wieder meistens allein ihres Weges. Am langen Rain mußte es manchmal stille stehen, um leuchtend Atem zu holen. Es klagte mitunter: „Wenn ich nur nicht so weit hätte, wenn sie doch auch in unsern Krachen hinaus eine Bahn bauen würden, aber an uns denkt niemand.“

Am einem schwülen Sommerabend humpelte Züsi totmüde durch den Staub der Landstraße. Nicht nur zwei Stunden, sondern eine Tagreise weit schien die Strecke bis zu dem Stundenstein; der fing auch an zu altern; die verwitterte Inschrift war kaum mehr zu lesen. Hinter dem Bloß hervor aber leuchteten zwei hellblonde Schöpfunglein. Der Großmutter lachte das Herz; das waren die beiden Mädchen, die uner müdlich jeden Dienstag den Spaß machten, sich hier zu verstecken und dann mit lautem Jubel hervorzubrechen.

Fröhlich war auch heute der Empfang. Neu ermutigt stieg die Greisin den Fußweg hinan. Daheim gab es noch manches zu tun. Als die Kleinen unter Flattern und gutmütigem Schelten zu Bett gebracht waren, nahm Züsi das groß gedruckte Gebetbuch hervor und schlug den Abschnitt auf: „Für die Tage des Alters.“ Da stand über einer Betrachtung als Text geschrieben: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ (Ende.)

Rundschau.

Der fünfzigjährige Mussolini.

Am 29. Juli 1883 wurde Mussolini geboren; heute wird der Fünfzigjährige als der größte Staatsmann des Jahrhunderts ausgegeben; zwar sind noch zwei Drittel dieses Jahrhunderts nicht aus dem Dunkel der Zeiten herausgetreten, und niemand weiß, wie die Verteilung des Ruhms schon allein in den nächsten 10 Jahren aussehen wird; trotzdem wird heute mit dem Lobe nicht gespart, und es wird dabei vergessen, daß dieser Staatsmann mit der Hauptaufgabe der Zeit, mit der Krisenüberwindung, nicht nur nicht fertig geworden, sondern daß er auch nicht die mindeste originelle Idee zu ihrer Bekämpfung beigetragen.

Was tat er der Krise gegenüber? Etwa das, was ein Arzt tut, der seinem Kranken Disziplin beibringt, so daß er die Wehleidigkeit überwindet und nicht mit allen Gliedern um sich schlägt. Das ist an und für sich nicht schlecht, und wenn ein Volkskörper nicht im Paroxysmus wütet und mit Nägeln und Zähnen sich selbst zerreißt, so ist das sogar richtig im Sinne der Kur; wenn aber sichtbar wird, daß bei Verschlimmerung der Krankheit weiterhin mit den gleichen Kamillenumschlägen operiert wird, statt daß ein chirurgischer Eingriff das Uebel behebt, so kann man sogar um den „größten Staatsmann“ Mussolini bangen. Die günstige Lage des „reichen Bauernlandes“ Italien (das ist es, trotz